

Die Krise in der Frühen Neuzeit



V&R Academic

Historische Semantik

Herausgegeben von
Bernhard Jussen,
Christian Kiening, Klaus Krüger
und Willibald Steinmetz

Band 26

Rudolf Schlögl / Philip R. Hoffmann-Rehnitz /
Eva Wiebel (Hg.)

Die Krise in der Frühen Neuzeit

Mit zwei Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 2198-2953

ISBN 978-3-525-36728-5

ISBN 978-3-647-36728-6 (E-Book)

ISBN 978-3-666-36728-1 (V&R eLibrary)

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

Diese Arbeit ist im Rahmen des kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs SFB 485 »Norm und Symbol. Die kulturelle Dimension sozialer und politischer Integration« der Universität Konstanz entstanden und wurde auf seine Veranlassung unter Verwendung der ihm von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellten Mittel gedruckt.

© 2016, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, 37073 Göttingen / Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.

www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Titelbild: Kurtzer und einfeltiger [...] vntrricht vnd beschreibung [...] der] Kipper und Wipper [...], 1632 (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg HB 9386, Foto: Georg Janßen)

Inhalt

Vorwort	7
Rudolf Schlögl »Krise« als historische Form der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung. Eine Einleitung	9
Sabine Kalff Fatale Zahlen – Tommaso Campanella und die Krise des Jahres 1600 . . .	33
Eva Schnadenberger »Die böse Welt mit ihrer Sünd«. Zeitdiagnose in Liedflugblättern über Wunderzeichen des 17. Jahrhunderts	55
Andreas Pečar Die Bibel als Drehbuch. Das Narrativ von Krise und Umkehr als handlungsgenerierendes Deutungsmuster zu Beginn des englischen Bürgerkrieges	85
Günther Lottes Normalitätsverlust, Prozess und Entscheidung. Zur Dramaturgie des Kriseninterpretaments	109
Andreas Suter Handeln in der Krise: Ergebnisse einer Fallstudie zum schweizerischen Bauernkrieg 1653	121
Andrea Iseli Krisenbewältigung im 17. Jahrhundert. Die Rolle der guten Policey . . .	147

Philip R. Hoffmann-Rehnitz Zur Unwahrscheinlichkeit der Krise in der Frühen Neuzeit. Niedergang, Krise und gesellschaftliche Selbstbeschreibung in innerstädtischen Auseinandersetzungen nach dem Dreißigjährigen Krieg am Beispiel Lübecks	169
Mark Häberlein Ehrliche Gesichter, heimliche Feindschaften und flüchtige Schuldner: Krisenerfahrung und Krisenbeschreibung in ökonomischen Konflikten der Frühen Neuzeit	209
Justus Nipperdey Von der Katastrophe zum Niedergang. Gewöhnung an die Inflation in der deutschen Münzpublizistik des 17. Jahrhunderts	233
Dirk Niefanger Die Krisenpoetik des barocken Trauerspiels	265
Konrad Petrovsky Die Entdeckung der historischen Tiefe als Strategie der Krisenverarbeitung: die moldauische Chronistik des 17. Jahrhunderts	285
Marian Füssel Die Krise der Schlacht. Das Problem der militärischen Entscheidung im 17. und 18. Jahrhundert	311
Jan Marco Sawilla Entscheiden unter Zeitdruck? Zur Krisensemantik in der französischen Publizistik zwischen Religionskriegen, Fronde und Französischer Revolution	333
André Krischer »This present crisis«. Zur Semantik der Krise in der politischen Publizistik Großbritanniens im 18. Jahrhundert	369
Autorinnen und Autoren	393

Vorwort

Dieser Band geht zurück auf eine Tagung mit dem Titel »Krise als Form gesellschaftlicher Selbstbeobachtung und historiographischer Beschreibung (in) der Frühen Neuzeit«, die im Juli 2007 an der Universität Konstanz stattfand. Veranstalter dieser Tagung war das Teilprojekt A6 »Zeitdiagnosen im 17. Jahrhundert. Die Medien gesellschaftlicher Selbstbeobachtung im Zeichen der Krise« des Sonderforschungsbereichs 485 »Norm und Symbol. Die kulturelle Dimension sozialer und politischer Integration«. Erst nach der Tagung in den Band aufgenommen wurden die Beiträge von Mark Häberlein, Sabine Kalff und Andrea Iseli.

Die Publikation des Bandes hat sich aus unterschiedlichen Gründen sehr lange verzögert. Um so mehr möchten wir uns daher bei den Beiträgerinnen und Beiträgern für ihre Zusammenarbeit und ihre große Geduld bedanken. Unser Dank gilt daneben allen, die an der Konzeption und Durchführung der Tagung sowie an der Überarbeitung und Fertigstellung des Bandes mitgewirkt haben, insbesondere Eva Schnadenberger. Maßgebliche Anregungen für die Konzeption von Tagung und Band – und noch viel mehr – sind Marcus Sandl zu verdanken. Immer wieder stand uns auch Jan Marco Sawilla mit Rat und Kritik zur Seite. Kay Kirchmann und Sven Grampp als medienwissenschaftlichen Kooperationspartnern des Teilprojekts danken wir für intensive Diskussionen und einen fruchtbaren Austausch. Schließlich gilt unser Dank Simone Warta, die zusammen mit Eva Wiebel die Endredaktion des Bandes übernommen hat. Das war uns eine große Hilfe. Willibald Steinmetz, Bernhard Jussen, Christian Kiening und Klaus Krüger danken wir für die Aufnahme des Bandes in die Reihe »Historische Semantik«. Bei Vandenhoeck & Ruprecht haben uns Marie-Carolin Vondracek und Laura Haase in sehr freundlicher und hilfreicher Form unterstützt. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat das Erscheinen des Bandes mit einem Druckkostenzuschuss gefördert.

Konstanz und Münster
im Oktober 2015

Rudolf Schlögl,
Philip Hoffmann-Rehnitz
und Eva Wiebel

Rudolf Schlögl

›Krise‹ als historische Form der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung. Eine Einleitung

Man muss in Zeiten, in denen der globale Finanzkapitalismus dabei ist, die Rationalität seiner spekulativen Grundlagen zu verbrauchen, eine Beschäftigung mit dem Konzept der Krise nicht eigens begründen. Zu präsent ist es als Schlagwort zur Kennzeichnung des Geschehenen und als Signal, das unauf-schiebbaren Handlungs- und Entscheidungsbedarf einfordert. Die Krise ist zu einem allgegenwärtigen und durch noch so viele Präventionen und Steuerungsanstrengungen anscheinend nicht zu eliminierenden Element der globalen, massenmedialen Öffentlichkeiten geworden. In jeder ausgestandenen Krise deutet sich die nächste immer schon an. Der Krisenbegriff ist aus den öffentlichen Diskussionen der Gegenwart nicht mehr wegzudenken, in denen moderne Gesellschaften ihre Reflexivität markieren und ihre Operationalisierung in Entscheidungsverfahren beobachten, um sie auf diese Weise zu rahmen und ihnen Gestalt geben zu können. Wer in der Krise entscheidet und handelt, reklamiert eine besondere, sich aus der Systemrelevanz der Ereignisse ergebende Verantwortung, die es sofort als begründungspflichtig erscheinen lässt, wenn man sich in den Bahnen gewohnter und akzeptierter Maßnahmen weiter bewegt, statt zu neuen, unerhörten Mitteln zu greifen. Die Krise gebietet den Entscheider. Sie macht damit in verfassten Demokratien wie in Unternehmen oder anderen Organisationen nicht nur vorhandene Richtlinienkompetenzen und Machtpositionen sichtbar, sondern sie generiert neue Macht.

Von Historikern wird das Konzept der Krise gerne als eine analytische Kategorie benutzt, mit der man vergangene Konstellationen und Prozesse des Politischen oder Sozialen beobachtet. In dieser Einleitung wird eine andere Perspektive gewählt. ›Krise‹ soll hier als eine Kategorie der Selbstbeobachtung in bestimmten historischen Situationen verstanden werden. Historiker beobachten Beobachter und gewinnen auf diese Weise die Möglichkeit, einen Begriff zu historisieren. Daran kann dann mit der Frage angeschlossen werden, wie es denn zu dem Konzept der Krise kam, das unser gegenwärtiges Verständnis des Begriffs bestimmt und deswegen auch gerne als analytisches Konzept zurückprojiziert wird. Die These, die diesem Band zugrunde liegt, ist, dass ein mo-

dernes Verständnis von Krise zuerst im 17. Jahrhundert greifbar wird, dann im 18. Jahrhundert Gestalt annahm, bevor es im 19. Jahrhundert zu einem allgemein genutzten Begriff wurde. Wenn man in dieser Weise nach der Emergenz eines Konzepts und den sie ermöglichenden Konstellationen fragt, muss man damit rechnen, dass man zunächst auf Varianten stößt, aus denen sich dann die Elemente des Krisenbegriffs der Moderne zusammenfügen. Dass man auf der Suche nach solchen Varianten besonders im 17. Jahrhundert fündig wird, scheint nicht zufällig. Die Komplexitätszuwächse in den mittel- und westeuropäischen Gesellschaften legten Selbstbeobachtungen nahe, die auf die Moderne vorauswiesen.

Reinhart Koselleck hat dem Krisenbegriff durch seinen Eintrag in die *Geschichtlichen Grundbegriffe* einen Ort in der Geschichte der politisch-sozialen Sprache gegeben.¹ Als einen Begriff der Sattelzeit, der von Rousseau in seine modernitätstaugliche Form gebracht, seit 1750 in seine steil aufsteigende Konjunktur eintrat, verortete er ihn im mehrpoligen Spannungsfeld von Demokratisierung, Verzeitlichung und Politisierung, das alle Grundbegriffe der politisch-sozialen Sprache in der Moderne kennzeichnet. Semantischer Ausgangspunkt dafür war das aus der Antike überlieferte medizinische Dispositiv eines Krankheitsverlaufs, der auf einen Punkt zusteuerte, an dem sich entschied, ob die Krankheit überwunden werden konnte oder ob sie den Organismus zerstörte. Es war dem Arzt aufgegeben, die Krankheit zu beobachten, um ein verlässliches Urteil über Zeitpunkt und Ausgang der Krise abgeben zu können. Kuratives Einwirken hatte für Galen nicht im Vordergrund gestanden. Die erstmalig ›moderne‹ Verwendung dieses Konzepts durch Rousseau bestand für Reinhart Koselleck darin, dass er in seinem *Emile* eine Zeit der Krise prognostizierte, die in ein völlig neues gesellschaftliches Ordnungsmuster führen würde. Der Begriff war damit unter Bezug auf die Apokalypse geschichtsphilosophisch aufgeladen, so dass etwa für Friedrich Schiller die Weltgeschichte zu einer fortwährenden Krise

1 Reinhart Koselleck, Art. »Krise«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner u. a., Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 617–650, v. a. S. 617ff., 628. Die Literatur zum Krisenkonzept wird hier nicht weiter referiert. Sie ist in den Beiträgen zu finden. Dort noch nicht erfasst sind Thomas Mergel (Hg.), *Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen*, Frankfurt a.M. 2012; Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern und Gerrit Jasper Schenk (Hg.), *Krisengeschichte(n). »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive*, Stuttgart 2013; Uta Fenske, Walburga Hülk und Gregor Schuhen (Hg.), *Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne*, Bielefeld 2013. Auffällig ist, dass die neueren Sammelbände zur Krise, in denen diese auch als Kategorie der Wahrnehmung und Beschreibung in den Blick genommen wird, die Frühe Neuzeit als (Neu-)Formierungsphase dieses Konzepts nahezu aussparen. So auch Helga Scholten (Hg.), *Die Wahrnehmung von Krisenphänomenen. Fallbeispiele von der Antike bis in die Neuzeit*, Köln, Weimar und Wien 2007, und Henning Grunwald und Manfred Pfister (Hg.), *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien*, München 2007.

wurde, in der das Gewordene ständig vor Gericht stand, damit zu entscheiden sei, was von ihm Bestand haben konnte und was zu verwerfen war.

Die semantischen Verschiebungen gegenüber dem medizinischen Ausgangsdispositiv waren groß. Während dem Körper bei einer Überforderung durch die Krankheit seine Zerstörung bevorstand, ließ sich ein Ende der durch das Subjekt der Menschheit konstituierten Gesellschaft nicht denken. Das drängte geradezu, sich mit den Ursachen von identifizierten Fehlentscheidungen auseinanderzusetzen. Die Gesellschaft und ihre Einzelfelder wurden auf diese Weise in ihrer Wechselbeziehung wahrnehmbar. Das fortgesetzte Weltgericht wirkte daher als Selbststeuerung von Veränderungen, die in normativer Hinsicht als Fortschritt oder auch Verfall zu charakterisieren waren, bei Verzicht auf eine teleologische Perspektive als Selektionsinstanz der Evolution. ›Krise‹ fungierte daher nicht einfach als Prozessbegriff, sondern verwies auf Kausalitäten. Gleich geblieben war allerdings, dass die Krise einen Beobachter verlangte, sei es den Arzt oder die reflexiv sich auf sich selbst beziehende Weltgeschichte. Koselleck hat dieser medialen Binnenlogik des Konzepts keine große Aufmerksamkeit geschenkt, vielmehr die Verwendungszusammenhänge verfolgt, die sich seit dem 19. Jahrhundert in der politisch-sozialen Sprache und in den Wissenschaften ergaben. In allen Kultur- und Sozialwissenschaften spielten sich Verwendungsweisen für das Krisenkonzept ein, die sich – wie man an der Ökonomie besonders deutlich machen kann – aus der Differenz von normativ Erwartbarem (Wachstumsraten, Gleichgewichte, Akkumulation des Kapitals) und faktischer Abweichung ergaben. Diesem Zusammenhang zwischen »Normalisierungsdiskursen«² und der Konjunktur des Krisenbegriffs entgingen weder die historischen Wissenschaften, die damit über einen Index für Stabilitätserwartungen gegenüber politisch-sozialen Institutionen und Einrichtungen verfügten, noch die Literaturwissenschaften, die jetzt Krisen von Gattungen oder poetischen Verfahrensweisen identifizieren konnten.

Mehr Auflösungs- und Differenzierungspotenzial hat der Krisenbegriff als Beobachtungskategorie zweiter Ordnung selten entfaltet. Daher ist das Lexem ›Krise‹ auch nicht so sehr ein Konzept der Beobachtung von Beobachtungen und als solches von Interesse. Der Krisenbegriff ist in seiner Entstehung zunächst an Beobachtungen (erster Ordnung) gebunden, die den operativen Vollzug der Reproduktion sozialer Ordnung ermöglichen und mitgestalten. Wer von ›Krise‹ spricht, der gibt der Welt eine Form und bringt sich selbst in ein bestimmtes Verhältnis zu dieser Form, für das er gegenüber Adressaten Akzeptanz verlangt. Man kann die Krise deswegen auch im Wittgensteinschen Sinn als ein Sprachspiel bezeichnen, das den Referenten (die Verhältnisse) bestimmt und gleichzeitig die Sprecherposition – wie auch die der Adressaten in Relation zueinander

² Jürgen Link, Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen ²1999.

und in ihrem möglichen Bezug zum Referenten – festlegt.³ Gleichzeitig umschreibt das Sprachspiel einen bestimmten Geschehenstypus, der einen Ereigniszusammenhang gliedert und eine offene Zukunft voraussetzt, weil anders eine Entscheidungsmöglichkeit nicht zu denken ist.

Mit dem Krisenbegriff steht ein Instrument zur Verfügung, mit dem man sich in Gesellschaft auf deren Zustände in einer Weise beziehen kann, die nicht allein Handlungsoptionen, sondern in vielen Fällen auch unabwendbare Handlungsnotwendigkeiten entstehen lässt. Wer eine Krise identifiziert, hat sich als Beobachter bereits in Differenz zur umgebenden Welt gesetzt. Er identifiziert gleichzeitig eine laufende Gegenwart als Zeitraum des möglichen Umschlags der Verhältnisse – ob dies nun durch Entscheidungen zu beeinflussen ist oder nicht. Diese Feststellung einer Krise als Tatsache verlangt nach Evidenz, die sich aus Kompetenzen und Möglichkeiten der Beobachtung ableiten lassen muss. Krisenbeobachtung trägt deswegen bereits eine Reflexivität in sich, durch die die Standpunktgegebenheit der Beobachtung wie auch ihre Zeitgebundenheit zutage treten. Man kann vermuten, dass die Begrenztheit des Zeitfensters, das durch die Krisendiagnose für Entscheidungen und Eingriffe bereitgestellt wird, genau diese Reflexivität neutralisieren soll. Man muss ›jetzt‹ in einer verfügbaren Gegenwart handeln, nicht erst, wenn sie in ihrer Zukunft samt Diagnose zu einer Vergangenheit geworden ist. In einem Sinn, der über das Stichwort ›Verzeitlichung‹ und den Verweis auf das Weltgericht bei Weitem hinausgeht, erweist sich der Krisenbegriff damit verbunden mit der Umgestaltung von Zeitkonzepten, mit denen die vormodernen Gesellschaften Europas seit dem 16. Jahrhundert ihren Zuwachs an Komplexität semantisch begleiteten, um sinnhaftes Handeln wie Erleben weiterhin möglich zu machen. Damit wäre der Krisenbegriff als wichtiges Element in dem Evolutionsprozess zu sehen, mit dem die europäischen Gesellschaften ihre soziopolitische Semantik der Selbstbeschreibung an strukturell verursachte Komplexitätszuwächse anpassten.

Darauf deutet auch der Umstand hin, dass die Anverwandlung des medizinischen Krisenbegriffs in der politisch-sozialen Sprache vor 1750 im europäischen Horizont gesehen sehr viel häufiger und kontinuierlicher erfolgte, als Reinhart Koselleck dies in seinem Artikel andeutete. Das können die Beiträge in diesem Band, die sich mit Frankreich (Sawilla), England (Krischer) und Italien (Kalff) befassen, in einer dichten Serie von Belegen nachweisen.

Man sieht dann aber auch, dass lange an vielen Stellen keine Notwendigkeit

3 *Ludwig Wittgenstein*, Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition, hg. von Joachim Schulte, Frankfurt a.M. 2001, S. 21–27, 48–51; *Jean-François Lyotard*, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien 2009, S. 43–46. Vgl. auch den Beitrag von André Krischer in diesem Band mit Bezug auf Quentin Skinner.

empfundener wurde, den Krisenbegriff zu verwenden, oder es Alternativen gab, die semantisch tauglicher schienen. Insbesondere in England wird dies deutlich: Obwohl in den Auseinandersetzungen zwischen König und Parlament das Stichwort *crisis* schon in den 1630er Jahren geläufig war (Krischer), verzichteten die vom Parlament in den 1640er Jahren bestellten Fastenprediger auf diese Semantik und argumentierten lieber in einem apokalyptischen Horizont (Pečar). In anderen Zusammenhängen dominierten säkularisierte Varianten von Niedergangsszenarien die Zeit- und Situationsdiagnosen (Hoffmann-Rehnitz).

Wenn die Semantik der Krise daher nicht in erster Linie etwas über die Beschaffenheit einer historischen Situation aussagt, sondern über die Art und Weise, wie sie zeitgenössisch wahrgenommen und semantisch konfiguriert wurde, dann scheint es von besonderem Interesse, sich Dispositive der Krise *avant la lettre* anzusehen. Konzepte, die sich vor dem Auftauchen des Lemmas im heutigen Sinn als funktionsäquivalent erweisen, können Auskunft auch über den historischen Ort des Krisenbegriffs selbst geben, weil sie helfen, strukturelle und semantische Voraussetzungen zu identifizieren, in denen Krisen und auch die ihnen verwandten Semantiken seit dem 16. Jahrhundert attraktiv wurden.

Der Band versammelt dazu fünfzehn Beiträge, die sich vom letzten Drittel des 16. Jahrhunderts bis ins 18. Jahrhundert mit der Verwendung des Krisenkonzepts und seiner semantischen Alternativen in einem Raum beschäftigen, der sich vom östlichen Mitteleuropa bis nach Frankreich und England erstreckt. Es wird nicht nur die politisch-soziale Sprache im engeren Sinn untersucht, sondern mit Religion, Ökonomie und Literatur stehen auch andere Struktur- und Handlungszusammenhänge im Fokus der Untersuchungen.

Die Beiträge sind an der Frage nach den Ursprüngen, Voraussetzungen und Varianten des Krisenkonzepts orientiert, gleichwohl ergeben sich aus ihrer Konzentration auf ein besonderes Thema auch ein jeweils eigener Materialfundus und ein daraus folgender spezifischer Argumentationsrahmen. Deswegen sollen die Ergebnisse nachfolgend noch einmal unter fünf Stichworten auf das zugrunde liegende Konzept bezogen werden: 1. Dispositive der Krise, 2. Epistemologie der Krise, 3. Kontingenz und Zeit der Krise, 4. Medien der Krise, 5. Krise der Historiographie.⁴

4 Für das Konzept des Bandes und die Argumentation der Einleitung sind Überlegungen von Marcus Sandl zentral; *ders.*, Kalkuliertes Risiko. Die Medialität des Spiels im Zeitalter der Krise (17. Jahrhundert), in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 85 (2011), S. 336–366.

1. Dispositive der Krise

Man wird unterstellen können, dass offene Gewalt und sonstige menschliche Missgunst, die in Hader und Streit führte, sowie Kriege, Seuchen und eine ungezähmte, unberechenbare Natur zu den Alltagserfahrungen des frühneuzeitlichen Menschen gehörten. Trotzdem fand man Anlass, bestimmte Ereignisse und Konstellationen anzuzeichnen, sie mit einem Index zu versehen, der Sinn und Bedeutung über das bloß Faktische eines unerklärbaren, bedrohlichen Geschehens hinaus hervorbrachte.

Am greifbarsten ist diese Spannung zwischen der Außergewöhnlichkeit, die man Ereignissen zuschrieb, und ihrer faktischen Alltäglichkeit im heilsgeschichtlich motivierten Dispositiv der Endzeiterwartungen. Kriege, Hunger, Seuchen, Überschwemmungen, Hitze, Dürre, Missernten, Missgeburten – alles, was von Hoffnungen und Erwartungen abwich, gleichwohl in der Häufigkeit seines Auftretens aber nicht wirklich ungewöhnlich war, eignete sich, um von Theologen, Geistlichen und anderen Autoren als Handeln und Zeichen Gottes gedeutet zu werden (Schnadenberger). Gott strafte mit ihnen ein sündiges Christenvolk oder kündigte ihm in Himmelszeichen solche Strafen oder gleich das bevorstehende Endgericht an. Dieser Deutungsrahmen war robust und aufnahmefähig. Campanella hat sein säkularisiertes Endzeitmodell damit verbunden (Kalff). Die erste Erfahrung mit einer Hyperinflation in den Jahren 1620 bis 1623 ließ sich dort unterbringen, so dass man weiterer Erklärungsnotwendigkeiten weitgehend enthoben war (Nipperdey). Weltliche Obrigkeiten griffen im Geschäft fortgesetzten Regulierens bis in das beginnende 18. Jahrhundert auf dieses Dispositiv zurück. Erst danach trat der Unmut der Obrigkeit an die Stelle göttlichen Missfallens, wenn Seuchen- oder andere Mandate nicht beachtet wurden (Iseli). Das Dispositiv war das Abbild einer Weltordnung, die der Schöpfergott zum Guten eingerichtet hatte, in der das Böse und das Ungleiche gleichwohl den notwendigen Platz hatten – entweder, weil der Mensch es hervorgebracht hatte oder weil dessen Sünden Gott erzürnten, so dass Strafen als ein Aufruf zur Besserung anstanden. Neuigkeits- und damit Informationswert erhielten diese Ereignisse nur, indem man sie den unergründbaren Entscheidungen eines extramundanen Verursachers zuschrieb. Das Dispositiv blieb attraktiv, solange Säkularisierungsvorgänge es nicht zersetzten. Campanellas Amalgam von biblisch-astrologischer Eschatologie und säkularer Zukunftserwartung lässt solche Transformationen greifbar werden (Kalff).

Eine andere Verwendung lässt sich im Falle der Fastenpredigten beobachten, die das Londoner Parlament in den 1640er Jahren bestellte, um sich in Geschnissen des Alten Testaments Orientierung für die eigene Positionierung in der Auseinandersetzung mit dem König zu holen (Pečar). Hier ging es darum, eine königliche Politik, deren Anstößigkeit und Unrechtmäßigkeit sich offen-

kundig nicht mit Selbstverständlichkeit erschloss (Lottes), als Verstoß gegen die christliche Weltordnung auszuweisen, die unweigerlich Gottes Strafe nach sich ziehen werde. Das heilsgeschichtliche Motiv diente der Resakralisierung innerweltlicher Handlungsräume: Die Members of Parliament und ihre geistlichen Helfer besetzten eine prophetische Position, um Definitionshoheit über eine strittige Konstellation und daraus abgeleitet dann Entscheidungs- und Handlungsvollmacht zu gewinnen.

Thomas Hobbes hatte diese Resakralisierung des Politischen zurückgewiesen und den Streit um zentrale Kategorien der politischen Sprache als Ursache für die Selbstzerstörung der politischen Ordnung identifiziert (Pečar). Dieses Szenario ließ sich auch in einem Korruptions- und Niedergangsdispositiv fassen, das die gegenwärtig identifizierbaren Zustände mit einem Narrativ der fortgesetzten Verletzung und Unterminierung ehemals geordneter Verhältnisse versah, um sie schließlich eindeutig als Unordnung ausweisen zu können. Auch das war eine Strategie in den Auseinandersetzungen des englischen Bürgerkrieges (Lottes), die sich ebenso in innerstädtischen Konflikten im Reich beobachten lässt (Hoffmann-Rehnitz). Diese und andere Beispiele unterstreichen, dass sie dann nahelag, wenn Gruppen sich in ihren angestammten Rechten oder ihrer sozialen Position bedroht fühlten. So kippte die moldauische Chronistik im 17. Jahrhundert von einem positiv ausbuchstabierten heilsgeschichtlichen Dispositiv in eine Verfallsgeschichte, als die bislang privilegierten Bojaren sich durch die Elitenpolitik der osmanischen Herrscher von zugewanderten Emporkömmlingen verdrängt sahen (Petrovszky). Städtische Handwerker und Kaufleute konnten ihre augenblicklich schwierige wirtschaftliche Situation und klamme Finanzlage auf eine Serie von unglücklichen Zufällen, Fehlentscheidungen Dritter (nicht zuletzt der städtischen Obrigkeiten) und das Wirken externer und a-sozialer Kräfte wie etwa der Störer zurückführen (Häberlein, Hoffmann-Rehnitz). In all diesen Fällen ging es darum, eine Situation, die nicht auf ein einzelnes, identifizierbares Ereignis zurückzuführen war, durch den Rückgriff auf bestimmte Narrative über die Schwelle der Artikulierbarkeit zu heben. Deswegen konnte die französische Geschichtsschreibung des ausgehenden 16. Jahrhunderts die Metapher des in den Stürmen der Religionskriege schlingernden Staatsschiffes verbinden mit der Erzählung einer fortlaufenden Akkumulation von Missständen seit der Regierung Heinrichs III., damit der Friedensschluss von 1598 als Wiederherstellung einer ursprünglichen Ordnung erschien, in der Einheit, Frieden und Wohlstand erneut möglich wurden (Sawilla). Wie schon das heilsgeschichtliche Dispositiv, so ließ sich auch das Dispositiv von Niedergang und Verfall zweifach polen, je nachdem, ob der damit bezeichnete Zustand zu rechtfertigen oder zu kritisieren war.

Weder Wahrnehmungsschwellen noch Wertungsfragen standen scheinbar beim Dispositiv des unerhörten Ereignisses zur Diskussion. Als die Schweizer

Tagsatzung 1653 Gesuch und Forderung der Bauernschaft im Entlebuch ablehnte, setzte sie ein Bündel von Werten beiseite, das es stets erlaubt hatte, Herrschaft als reziproke Sozialbeziehung zu interpretieren. Die Ordnung, die die Gemeinen Herrschaften und Kantone jenseits ungleicher Gewaltpotenziale miteinander verbunden hatte, war aus Sicht der Bauern damit vorsätzlich und aus moralisch niederen Motiven aufgekündigt worden (Suter). In gleicher Weise vergingen sich Gläubiger gegen häufig nicht nur geschäftlich, sondern auch familiär abgesicherte Vertrauensbeziehungen zu ihren Schuldnern, wenn sie für die Betroffenen unerwartet deren Kaufmannsehre durch Gerüchte, Klagen oder unangekündigte Rückforderungen von Krediten schädigten und sie so in den sozialen Tod zu treiben drohten (Häberlein). Unerhörte Ereignisse waren demnach solche, bei denen verbindende Norm- und Werthorizonte einseitig infrage gestellt wurden. In diesem Sinn ließ sich das Dispositiv auch als poetologisches Muster einsetzen. Im Barockdrama zeichneten sich die blutrünstigen Hauptprotagonisten durch Handlungsunfähigkeit aus (Niefanger).

Wie in literarischen Texten die performative Enttäuschung von Erwartungen neue ästhetische Horizonte eröffnete und neue Bedeutungsschichten zugänglich machte, so tat sich in der Welt des Sozialen durch die Verletzung von Norm- und Wertgefügen die Chance zum Handeln auf, wie es bei den Schweizer Bauern in der Mitte des 17. Jahrhunderts der Fall war (Suter), oder man war aufgerufen, das Handlungsfeld zu wechseln: von Ökonomie zu Recht, wie es Kaufleute taten, wenn sie von ihren Handelsgenossen finanziell in die Enge getrieben worden waren (Häberlein). Normierte Erwartungen wurden auch in den Jahren nach 1620 durchbrochen, als vorsätzliche Münzverschlechterungen in eine galoppierende Inflation führten. Obwohl es sich um ein durch obrigkeitliche Mandate reguliertes Feld handelte, zeigten sich die Zeitgenossen von der Art und Geschwindigkeit des Ereignisses völlig überrascht. Die Inflation blieb ihnen ein ›Welt- und Geldgeheimnis‹, gegen das die üblichen Praktiken, mit denen man sich gegen Münzverschlechterungen wehrte, keine Abhilfen mehr erbrachten (Nipperdey). Was allein half, war die Münzordnung wieder in Kraft zu setzen und künftig einzuhalten.

Wenn das medizinische Krisendispositiv hier nicht einhakte, lag dies vermutlich daran, dass mit dem leidigen Geldwesen nur ein Teil des öffentlichen Wesens – und längst nicht der wesentliche und hauptsächliche – in Unordnung gebracht war. Immerhin war bereits der Stillstand im Räderwerk der Institutionen des Heiligen Römischen Reiches 1605 von Friedrich Fabricius mit dem Begriff der Krise belegt worden, um festzuhalten, dass über ihren Ausgang nichts Gewisses gesagt werden könne (Sawilla). Zwei wichtige Voraussetzungen für das Einwandern des medizinischen Krisendispositivs in die politisch-soziale Sprache im Verlauf des 17. Jahrhunderts lassen die Beiträge erkennen. Zum einen fiel man dann auf den medizinisch inspirierten Begriff, wenn es um die

Gesamtheit der gesellschaftlichen Ordnung und des Staatswesens ging. Die Brücke wurde dann durch Körpermetaphern gebaut, mit denen die Einheit der Teile in ihrem Zusammenwirken bestimmt werden konnte. Für das Frankreich des beginnenden 17. Jahrhunderts war dieser Zusammenhang augenfällig (Sawilla). Campanella ermöglichte die Anwendung einer medizinischen Semiotik der Krise auf sein Konzept der ›kritischen Zeiten‹, indem er die ganze Welt als ein Lebewesen beschrieb (Kalf). In der innerstädtischen Kommunikation wurde auf solche korporal-medizinischen Metaphoriken dann verstärkt seit dem Dreißigjährigen Krise zurückgegriffen, insbesondere um die Gefährdung städtischer Gesellschaften durch Niedergang und Verfall zu demonstrieren (Hoffmann-Rehnitz).

Zum anderen wurde die medizinische Metapher offenbar dann evoziert, wenn diese Ordnung einer Gesamtheit durch ein in seiner Regelwidrigkeit extraordinäres Ereignis herausgefordert wurde. Mazarin rief mit seinem Austritt aus dem Ministerrat selbst die Krise des Staatswesens aus, und die Lexik des Krisenbegriffs im politischen Diskurs Englands zeigt, dass dort bis ins 18. Jahrhundert *crisis* mit dem aus dem Nichts auftauchenden verschwörerischen *plot* assoziiert wurde (Sawilla, Krischer). Die *crisis* war Ergebnis einer unerhörten Machenschaft. In ihr teilte sich die Welt in Freunde und Feinde, Gute und Böse. Im 18. Jahrhundert war das Krisendispositiv dann bereits gewöhnlich geworden, ohne dass die medizinische Ausgangssemantik in jedem Fall greifbar war. Jetzt verschmolzen die verschiedenen Dispositive zu einem einzigen, so dass die Krise als Konzept mehrdeutig wurde. Der gegenüber dem 17. Jahrhundert auffallende Wandel ist darin zu sehen, dass jetzt der unkontrollierbare Zufall in einer ansonsten von Menschen *more geometrico* geplanten Welt zum Auslöser für Krisen wurde. Friedrich II. durchlebte seine Herrschaft als eine Abfolge von Krisen. Militärtheoretiker warnten vor der offenen Feldschlacht, weil sie in ihren Abläufen nicht zu berechnen war (Füssel). Je mehr Zukunft in den Krisenbegriff einwanderte, desto deutlicher trat die Ungewissheit des Ausgangs hervor.

2. Epistemologie der Krise

Günther Lottes legt in seinem Beitrag dar, wie die Mikrologie der Forschung zu Revolution und Bürgerkrieg im England des 17. Jahrhunderts das Krisenszenario und seine Rhetorik zum Verschwinden bringen. Das Dispositiv der Krise bezeichnet mithin nicht nur spezielle Abläufe samt ihren Voraussetzungen. Es hat epistemische Kraft, indem es eine Welt erschafft, ihr eine bestimmte Form gibt und den Sprecher samt seiner Zuhörerschaft in ein bestimmtes Verhältnis zu dieser Welt setzt.

Krisen setzen eine in Gesamtheiten geordnete Welt voraus, wie umgekehrt eine derart geordnete Welt sehr leicht als krisenhaft wahrgenommen werden kann. Das Krisendispositiv produziert ›Agenten‹ im Sinne Latours.⁵ Die christliche Gesellschaft und der Staat manifestierten sich trotz der auftretenden Spannungen und Gegensätze in der aufeinander zugeordneten Dualität von König und Parlament (Pečar). In der Eidgenossenschaft war die Konfiguration von Kantonen und Gemeinen Herrschaften in der Tagsatzung repräsentiert, wengleich die Bauern dort nur als die Objekte von Herrschaft in Erscheinung traten (Suter). Die ›gemeinen Bürger‹ Lübecks rekurrten in ihren Beschwerden und in ihrer Situationsanalyse auf die Stadt als einen politisch und – verstärkt seit dem 17. Jahrhundert – auch ökonomisch integrierten Gesamtzusammenhang (Hoffmann-Rehnitz). Die polizeilichen Regulierungen des 17. Jahrhunderts beziehen sich auf Städte und deren Sozialzusammenhang, seit der Mitte dann mit einer zunehmenden Häufigkeit auf den Staat in seiner territorialen Ausdehnung und Bestimmtheit (Iseli). Chronikalische Niedergangserzählungen können dazu dienen, die sich in der regionalen (ethnischen) Herkunft seiner Eliten manifestierende Identität eines Fürstentums zu beschreiben (Petrovsky). Damit das medizinische Krisendispositiv für die französische Monarchie zu Beginn des 17. Jahrhunderts greifen konnte, musste sie im Verhältnis vom Ganzen und seinen Teilen vorgestellt werden (Sawilla, Kalff). Auch für die Literatur gilt dies. Die Paratexte des barocken Trauerspiels konstituieren eine Welt aus Drama und seinem Zuschauer, als deren greifbarer Kern in der wirkungsästhetischen Argumentation der Texte dessen Seele und Gemütszustände erkennbar werden (Niefanger). Schließlich setzt auch das heilsgeschichtlich-eschatologische Dispositiv die Einheit einer providenziell geordneten Welt voraus (Schnadenberger). Man kann vermuten, dass es im Verlauf des 17. Jahrhunderts für diese Semantik zu einem epistemischen Nachteil wurde, dass sich die Einheit nur negativ repräsentieren ließ: in der Sünde und in bedrohlichen Katastrophen.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts lässt sich beobachten, dass solche ›systemische‹ Integration zunehmend auf Details heruntergebrochen wurde. Allerdings erscheinen solche strukturellen Differenzierungen als voraussetzungsvoll. Ihre Semantik stabilisierte sich nicht auf Antrieb. Der ›Kredit‹ im Kaufmannsleben blieb bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ein Amalgam aus ökonomischen und familiären Relationen. Seine Repräsentationsform war nicht die Betriebsbilanz, sondern die ›Ehre‹ des Kaufmanns, die sich in seiner standesgemäßen und einem unterstellten Vermögen entsprechenden Lebensführung nieder-

5 Bruno Latour, Gebt mir ein Laboratorium und ich werde die Welt aus den Angeln heben, in: Andréa Belliger und David J. Krieger (Hg.), ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 103–134.

schlug (Häberlein). Das Geldwesen erweist sich in den 1620er Jahren selbst als ›Münzwesen‹ noch als unbegreiflich. Erst in der Erfahrung der Wiederholung am Ende des Jahrhunderts gelang es dann, dem ›Münzwesen‹ die in Edelmetallgehalten greifbare Einheit zuzuschreiben (Nipperdey). Im 18. Jahrhundert sind entsprechende Differenzierungen dann schon selbstverständlicher. Die Schlacht wird in der Unterscheidung von Strategie und Taktik zum Element eines größeren Zusammenhangs. Diese von Clausewitz schließlich ausbuchstabierte Idee, aus der dann auch die Vorstellung einer ›Entscheidungsschlacht‹ hervorging, setzte allerdings voraus, dass die einzelne Schlacht als eine geschlossene Einheit identifiziert werden konnte. Die Militärtheoretiker entwarfen sie schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts als einen autonomen Verlaufszusammenhang, dem gegenüber sich selbst Generäle, Offiziere und Soldaten in einer externalisierten und exzentrischen Umweltposition befanden. Sie programmierte sich in ihrem Ablauf selbst, indem die in ihr erzeugten Ereignisse auf das System zurückwirkten und dort Eigenzustände definierten, die jeweils den weiteren Ablauf bestimmten. Die Schlacht ist daher eben gerade kein System mehr, das nach dem durchschaubaren Algorithmus einer uhrwerksgleichen Maschine abläuft. Sie erzeugte vielmehr eine für Beobachter wie für Beteiligte eigendynamische Hyperkomplexität, der man sich nur mit größter Vorsicht ausliefern sollte (Füssel). Die Politik tat sich weitaus schwerer, von einer mechanistischen Uhrmacherwelt zu lassen.

Differenzierungsprozesse in den Mustern sozialer Strukturbildung, die in entsprechenden Semantiken eingeholt und damit im diskursiven Universum der Gesellschaft präsent gemacht werden können, müssen demnach als unabdingbare Voraussetzung für die Karriere des Krisenbegriffes identifiziert werden. Damit die Krisendiagnose in einem expliziten Sinn, wie es Mazarin 1651 vorführt, Teil der Ereignisse wird, das heißt die Krise auslösen kann, muss eine Semantik der Welt verfügbar sein, die diese (oder einen Teil von ihr) nicht nur als Einheit verfügbar macht, sondern auch die strukturelle Logik erkennen lässt, in der Ereignisse sich in ihr aufeinander beziehen oder miteinander verbinden lassen.

In einer solchen Welt kann man dann entscheiden und handeln. Meist unter Bezug auf Reinhart Koselleck wird in mehreren der nachfolgenden Beiträge betont, dass die Identifikation einer Krise genau dazu aufruft. In der Zusammenschau der vorliegenden Analysen zeigt sich allerdings, dass die Art und Weise, wie der Sprecher im Sprechakt der Krise zur Welt positioniert wird, sich im 17. und 18. Jahrhundert erheblich komplizierter darstellt. Beobachtbar ist die langsame, weil offenkundig nicht einfache Umgestaltung der Semantik von Komplexitätsreduktion auf Komplexitätsmanagement.

Zunächst ist festzuhalten, dass nicht alle Dispositive der Krise auf Entscheiden und Handeln drängen. Die fortlaufende Korruption einer Ordnung, die in Niedergangserzählungen eingefangen ist, verlangt nicht nach akuter, schlagartiger

Remedur, eher vielleicht zunächst danach, die regelmäßigen Verstöße gegen Ordnungsprinzipien auszusetzen (Hoffmann-Rehnitz, Petrovsky). Zudem liegt eine Entscheidung im genannten Sinne auch nicht an. Eine Alternative zur Bewahrung der Ordnung ist nicht nahegelegt. Auch das eschatologisch-heilsgeschichtliche Dispositiv führt im eigentlichen Sinn nicht in eine Entscheidungssituation, weil die Fortsetzung des sündhaften Wandels zwar vermieden werden kann, damit aber nur dem entsprochen wird, was in Gottes Heilsplan seit Ewigkeit vorgesehen ist. Entscheiden ist in diesem Zusammenhang deswegen kein Mittel der Steuerung, sondern es zielt auf eine mehr oder minder vergebliche Annäherung an einen idealen Zustand. Sich gegen das Prinzip der fortgesetzten Korruption zu wenden, bedeutet daher, den Grad der Ordnungszerrüttung zu erkennen, die Zeiten und Zeichen zu lesen und umzukehren (Schnadenberger, Pečar). Anstelle des Handelns tritt hier ›Unterlassen‹. Das liegt in einer Welt, deren Lauf von Ereignis zu Ereignis durch die Vorsehung Gottes bestimmt ist, ohnehin nahe. Im Bern des 17. Jahrhunderts musste die medizinische Fakultät in ihren Gutachten zur Seuchenpolitik theologisch argumentieren, um die providenzielle Unbedenklichkeit entsprechender Maßnahmen darzulegen (Iseli). Dass der Mensch sich mit weltlichen Mitteln gegen Gottes Zuchtrute zur Wehr setzen durfte, verstand sich bis ins 18. Jahrhundert nicht von selbst. Aber solche Diskussionen bekamen wie die Auseinandersetzung um den Blitzableiter und die obrigkeitliche Politik in Hungersnöten nach und nach den Charakter von Rückzugsgefechten. Die Providenz verlor seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ihren bevorzugten Platz unter den Modi der Welterklärung.

Die Alternativlosigkeit der Entscheidung im eschatologisch-heilsgeschichtlichen Dispositiv war auch dort gewollt, wo es auf das Feld politischer Auseinandersetzung übertragen wurde. Eine wirkliche Alternative zur Bestrafung des die Religion lästernden Königs sollte es nicht geben (Pečar). Das medizinische Dispositiv führte ebenfalls dazu, Begründungszwänge für Entscheidungen zu sistieren (Kalff, Sawilla). Der Ausweg aus der Krise verlangte schon wegen zeitlicher Bedrängnis nicht nach verfahrensmäßiger Deliberation oder politischen Kompromissen, sondern nach Dezision (Sawilla, Krischer). Eine Entscheidung wurde damit zum Akt der Setzung,⁶ der mögliche Alternativen zum Verschwinden bringen sollte.

Man kann dies zunächst als Reduktion von Komplexität deuten. Bei genauer Betrachtung legen die hier versammelten Beiträge eine andere Formulierung nahe. Es geht um die handlungstaugliche Beschreibung und damit Zurichtung von Komplexität, nicht um ihre Reduktion. Die Schweizer Bauern waren in der Mitte

⁶ Dieter Mersch, Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen, Frankfurt a.M. 2002; ders., Das Ereignis der Setzung, in: Erika Fischer-Lichte u. a. (Hg.), Performativität und Ereignis, Tübingen u. a. 2003, S. 41–56.

des 17. Jahrhunderts zu sozialen Struktur- und zu Konjunkturanalysen nicht in der Lage (Suter). Die in ihrer Welt relevanten Ereignisse waren personell zuweisbare Herrschaftsakte von Ständen und Tagsatzungen und die im alltäglichen Hunger ihrer Familien greifbare wirtschaftliche Not. Die handlungstaugliche Zurichtung von Komplexität lag hier in der Personalisierung struktureller Gegebenheiten. Die Schweizer Bauern führten daher die konjunkturelle und auch die strukturelle Entwicklung auf Entscheidungen einzelner Herrschaftsträger zurück (Suter). Auch Kaufleute fanden die Ursachen eines drohenden Bankrotts nicht in Markt- oder Preisbewegungen, sondern in Fehlentscheidungen Dritter oder in Verwerfungen verwandtschaftlicher Beziehungsnetzwerke (Häberlein). Ebenso führten die städtischen Zunfthandwerker ihre wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht auf übergreifende Entwicklungen zurück; vielmehr wiesen sie bestimmten Personengruppen die Schuld dafür zu, wie etwa den außerhalb der Zünfte arbeitenden, irregulären Handwerkern (Hoffmann-Rehnitz). In der ersten Kipper- und Wipperinflation von 1620 machten Flugblattschreiber individuell und namentlich zuweisbare Habgier und Geiz für die inflationäre Misere verantwortlich (Nipperdey). Auch die Policeygesetzgebung des 17. Jahrhunderts nannte das Verhalten Einzelner als Anlass für die immer wieder notwendigen Sittenmandate (Iseli).

Das Krisendispositiv hielt dazu an, die wahrgenommene Komplexität der Welt so zu ordnen, dass sie mit den verfügbaren Mitteln handhabbar und bearbeitbar blieb. Es verwundert nicht, wenn das barocke Trauerspiel seine Helden in Handlungs- und Entscheidungsblockaden vorführte und den Zuschauern riet, statt nach der Bewältigung der Welt zu streben, sich darauf zu verlegen, den eigenen ›Seelenfrieden‹ von der nicht kontrollierbaren Kontingenz dieser Welt unabhängig zu machen. Man solle die Seele gegen Unglücksfälle unempfindlich machen, lautete die Lehre (Niefanger). Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts und dann im 18. Jahrhundert werden Veränderungen sichtbar. Die Inflation der 1680er und 1690er Jahre konnte unter Rückgriff auf die Erfahrungen, die man im ersten Drittel des Jahrhunderts gemacht hatte, als Resultat der Eigenheiten des Münzwesens verstanden werden. Es stand daher zu erwarten, dass sich Gleiches auch künftig wiederholen könnte (Nipperdey). Schlachten wurden jetzt vermieden oder aber gezielt provoziert. Ihr Ablauf wurde geplant. Man verzichtete auf Personalisierungen und argumentierte stattdessen mit Strukturen oder institutionellen Zusammenhängen (Füssel, Krischer). All dies geschah jetzt in dem Bewusstsein, dass die wahrnehmbare Komplexität der Verhältnisse von der faktisch vorhandenen weit überstiegen wurde. Während die Schweizer Bauern die Verbindungen der Städte untereinander in ihr Wirklichkeitskonzept nicht einrechneten, auch die Kraft institutioneller Gefüge nicht einschätzen konnten, sondern unterstellten, die Welt sei, wie sie sie wahrnahmen, stellten sich die Militärs im 18. Jahrhundert die Schlacht als trotz aller Planungsbemühungen unbeherrschbar und als eigendy-

namisch vor (Suter, Füssel). Nur der absolute Herrscher wird als *roi connétable* als eine Figur imaginiert, der es aufgegeben und vorbehalten ist, die Komplexität der Welt so zu ordnen, dass die Kontingenz aus ihr vertrieben werden kann (Füssel). Friedrich II. hat in einem Abschnitt über das »Glück«, den er in seinen *Anti-Machiavel* einrückte, dies zur Aufgabe des Monarchen gemacht.⁷ Später stellte er fest, dass es kaum zu verstehen sei, wie der Streit zwischen England und Frankreich um ein paar Stockfischgründe vor den Küsten Kanadas sich zu einem ganz Europa erschütternden Krieg ausweiten konnte (Füssel). Der aufgeklärte Herrscher war eine anachronistische Imagination, die gegen das Wissen von einer in ihrer Komplexität nicht mehr zu durchschauenden und auch politisch von niemandem mehr zu steuernden Welt gesetzt war.

3. Kontingenz und Zeit in der Krise

Auch die Welt der Prädestination präsentierte sich als eine kontingente Welt. Gott straft nicht vorhersehbar, wussten die Schreiber von Wunderzeichenflugbättern (Schnadenberger). Der andere unberechenbare Faktor war der Mensch. Zwar konnte man in der Unterstellung seiner grundsätzlichen Fähigkeit und Bereitschaft, das Böse zu tun, nicht fehlgehen, aber er war in seinen Wünschen und seinem Tun wechselhaft (Sawilla). Zusammen brachte das eine Welt hervor, von der man zwar wusste, dass sie kontinuierlich weiter in ihrer Ordnung zerrüttet wurde, aber es lag im Ungewissen, in welchen Schüben und durch welche Ereignisse im Einzelnen. Auch das ökonomische Geschehen folgte diesem Muster der von Menschen laufend korrumpierten Ordnung (Nipperdey, Häberlein, Hoffmann-Rehnitz). Die Staatskrise erschien daher im Drama des Barock als Ungewitter, von dem nicht zu sagen war, woher es kam, und entsprechend trat »politische Rationalität« auf der Bühne in Gestalt eines Quacksalbers auf (Niefanger).

Aber man ging jetzt an verschiedenen Fronten gegen den Zufall vor. Die infinitesimale Wahrscheinlichkeit, an deren Handhabung Leibniz arbeitete, ließ ihn in der Theodizee noch betonen, dass trotzdem alles Geschehen in der Welt auf bestimmte Ursachen zurückgeführt werden könne. Im Geschäft mit Versicherungen aber wurde der Tod als das unerwartetste aller Ereignisse auf der Grundlage von Sterbetafeln für eine anonyme Bevölkerung bereits in Kapitalrenditen umgerechnet und damit kalkulierbar gemacht. Man brach die Unverfügbarkeit der Gegenwart und ihrer Zukünfte auf. Die weltlichen Obrigkeiten

⁷ *Friedrich II., Anti-Machiavel, oder Versuch einer Kritik über Nic. Machiavels Regierungskunst eines Fürsten.* Nach des Herrn von Voltaire Ausgabe ins Deutsche übersetzt [...], Frankfurt und Leipzig 1745, S. 368–381.

zogen seit dem zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts einen wachsenden Teil ihrer Legitimation aus der fortgesetzten und kontinuierlich zunehmenden policeylichen Regulierung der Verhältnisse im ihnen ›anvertrauten‹ Herrschaftsbereich (Iseli). Das hatte zur Folge, dass sich das obrigkeitliche Handlungsprogramm nach und nach von reaktiver Rechts- und Friedenswahrung auf planende Gestaltung umstellte. Städtische Obrigkeiten hatten dabei bis ans Ende des 16. Jahrhunderts einen Vorsprung. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts intensivierte sich diese policeyliche Regulierung des Lebens in den territorialstaatlichen Verbänden. Am Ende stand dann der absolutistische *roi connétable* als der Bezwingen des Zufalls (Füssel). Der seit dem 16. Jahrhundert laufende Diskurs über Staatsräson und Regierungskunst war hier fruchtbar geworden und hatte einen ›krisenfähigen‹ Gegenstand mit einer eigenen inneren Logik und einer damit auch überschaubaren Komplexität hervorgebracht. Die Krise schuf für den absoluten Herrscher darin die Notwendigkeit des Handelns auch jenseits von Recht und Traditionen.⁸

Kontingenz brach jetzt nicht mehr von außen in die Welt ein. Sie wurde von systemischen Konstellationen in ihrem Prozedieren selbst hervorgebracht. Das war schon in der publizistischen ›Verarbeitung‹ der zweiten großen Inflation in den 1680er Jahren spürbar. Man verwies auf die dem Münzwesen innewohnenden Regelmäßigkeiten, die schon immer in Abständen zu solchen inflationären Münzverschlechterungen geführt hätten (Nipperdey). Zum kontingenzproduzierenden Ereignis schlechthin wurde dann die Schlacht. Sie war nicht nur in ihrem Verlauf unberechenbar, sondern auch noch in ihrem Ergebnis. Wer den Sieg davongetragen hatte und ob eine Schlacht eine Entscheidungsschlacht gewesen war, entschied sich immer erst in weiteren Ereignissen (Füssel).

Es scheint verständlich, dass der Adel angesichts solcher Kontingenzlasten eine Kultur des ›Schwebezustandes‹ pflog (Füssel), aber das ließ sich dann in der Mitte des 18. Jahrhunderts bereits als einer anderen Temporalität angehörig identifizieren. Es war die Temporalität einer ›breiten Gegenwart‹, die noch in doppelter Weise gebunden war.⁹ Sie kann im heilsgeschichtlichen Interpretationsrahmen auch im 17. Jahrhundert immer noch als (im Auerbachschen Sinn) figurative Realisierung einer biblisch-prophetischen Vergangenheit gedeutet werden.¹⁰ Das war freilich unter Protestanten auch theologisch bereits strittig (Pečar). Weithin unstrittig war aber, dass diese Gegenwart nicht in eine wirkliche Zukunft mündete, sondern durch die Wiederkunft Christi entweder in eine tausendjährige Endzeit oder unmittelbar ins Jüngste Gericht überführt wurde.

8 Diesen Gedanken verdanke ich einem Hinweis von Jan Behnstedt.

9 Hans-Ulrich Gumbrecht, *Unsere breite Gegenwart*, Berlin 2010.

10 Erich Auerbach, »Figura«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie*, hg. von Gustav Konrad, Bern und München 1967, S. 55–92; Volker Bohn (Hg.), *Typologie. Internationale Beiträge zur Poetik*, Frankfurt a.M. 1988.

Sie war deswegen auch weit davon entfernt, sich als ein begrenzter oder gar punktförmiger Zeitraum des Handelns zu präsentieren, in dem sich Ereignisse vollzogen, die noch nicht vergangen waren oder die noch nicht eingetreten waren. Sie war eine Gegenwart des nicht abreißenden Stroms von unerhörten Ereignissen, die ihre Bedeutsamkeit daraus gewannen, dass sie Zeugnis von der laufenden Korruption der Ordnung ablegten oder vom Zorn Gottes und seinem künftigen Strafgericht handelten (Schnadenberger, Pečar). Zeit wurde hier nicht in einem temporalen Modus wahrgenommen. Sie blieb sich im Grunde gleich, weil sie immer von einer unbeweglichen Ewigkeit gerahmt und getragen war. Campanella argumentierte in seinem astrologischen Rahmen nicht anders (Kalf). Deswegen gab es auch in der diesseitigen Welt keine zeitliche Bewegung, sondern es veränderten sich allein Sachverhalte und Personen. Diese ›breite Gegenwart‹ fand sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts nicht nur in religiös motivierten Flugblättern oder in den bestellten antiroyalistischen Predigten vor dem Londoner Parlament. Descartes stellte in seiner dritten *Meditatio* fest, dass man »ja die gesamte Lebenszeit in unzählige Teile teilen« könne. Daraus ergab sich aber für ihn das Problem der völligen Zusammenhanglosigkeit und die Notwendigkeit der Neuschöpfung der Welt in jedem Augenblick. Daher bedürfe es, wie er schloss, eines Gottes, dessen Kraft die Erhaltung der Schöpfung in jedem Augenblick garantiere.¹¹ Die Gegenwart der laufenden Ereignisse bedurfte der Ewigkeit, gerade wenn man sie punktförmig dachte. Hier kam schon beides zusammen, die ›Ewigkeitsgegenwart‹ der Heilsgeschichte und die sich von Vergangenheit und Zukunft abgrenzende, tendenziell punktförmige Gegenwart einer Welt, in der Komplexität nicht mehr über die Varietät der Sachen und Personen, sondern über Zeit hergestellt wurde.

Solche Übergänge sind auch noch anderweitig zu verzeichnen. Die Verfallsgeschichten lösten zwar die Gegenwart nicht in jedem Fall von der Vergangenheit, aber Chronistik und Geschichtsschreibung schärfen offenbar das Bewusstsein dafür, dass die Vergangenheit vergangen war und daher nur noch als aufgeschriebenes Zeugnis zur Verfügung stand. Man musste sie im Hinblick auf die eigene Gegenwart lesen (Petrovszky). Auch im Schweizer Bauernkrieg war schon zu sehen gewesen, wie in einer kontrovers und nicht mehr heilsgeschichtlich interpretierten Gegenwart unterschiedliche Vergangenheiten aufbrachen, wobei aber insbesondere die Bauern dazu neigten, den Mythos Tell als prophetisches Muster für ihr Gegenwartsverständnis zu nehmen, und entsprechend tragisch täuschten sie sich über die Ereignisse. Was die Zukunft anbelangt, so waren sich beide Parteien jedenfalls in einem Punkt einig: Es sollten vergangene Zustände wiederhergestellt werden. Nur verstand die eine Seite darunter eine Zeit ohne

11 René Descartes, *Meditationes de prima philosophia*. Philosophische Schriften in einem Band, Hamburg 1996, S. 89ff., Nr. 31–33.

Unruhen, die andere aber eine Zeit ohne ungerechtfertigte Ausbeutung (Suter). Ähnliche Argumentationsmuster finden sich verstärkt seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auch in Supplikationen städtischer Bürger und Zünfte sowie in den Flugschriften, die während der Inflation der 1680er Jahre verfasst wurden. Indem man das gegenwärtige Geschehen als die Wiederholung eines speziellen (nicht ewig menschlich-gleichen) Ereignisses in der Vergangenheit identifizierte, vollzog man eine doppelte Operation. Man trennte die Gegenwart von der Vergangenheit und wies ihr gleichzeitig eine spezielle Vergangenheit zu, die sich aus der Bestimmung eben dieser Gegenwart ergab (Hoffmann-Rehnitz, Nipperdey). Auch in diesen Fällen imaginierten zwar einige Autoren die Zukunft als Wiederherstellung einer bereits in der Vergangenheit bestehenden Ordnung, aber es gab auch Stimmen, die die Einführung neuer Regelungen wie etwa eines neuen Münzfußes forderten, weil nur so die fortlaufende Steuerung der ohnehin ständig zu erwartenden Änderungen möglich werde. Hier wurde die Zukunft als eine vorgestellt, die von Entscheidungen der Gegenwart abhängig war, aber bereits in dem Sinne, dass die künftigen Gegenwarten auch eigene Zukünfte hervorbrachten. Der Silberpreis werde sich nicht nach der Bonität des deutschen Geldes richten, hieß es (Nipperdey).

Krankheitsmetaphern spielten im Inflationsdiskurs bereits eine wichtige Rolle. Campanella hatte sie kurz vor 1600 noch genutzt, um die Gegenwart an eine figurativ wirkende Vergangenheit zu binden (Kalff). Die Bedeutung des medizinischen Krisendispositivs für eine Temporalisierung der Gegenwart unterstreicht hingegen dann schon der französische Diskurs. Entscheidende Ereignisse wurden historiographisch mit einer eigenen Vergangenheit versehen. Die diagnostizierte Krise ließ die Gegenwart als einen Raum, in dem entscheidendes Handeln möglich war, immer mehr zusammenschrumpfen. Und als Mazarin 1651 die Krise ausrief, markierte er eine punktförmige Gegenwart, deren Zukunft völlig unbestimmt und offen war, aber durch das Handeln in ebendieser Gegenwart gestaltet werden konnte (Sawilla).

4. Die Medien¹² der Krise

Die Krise ist Resultat von Beobachtungen. Sie ist deswegen in einem doppelten Sinne ein mediales Phänomen. Sie ist in der Beobachtung auf Medien angewiesen, in denen Unterschiede, die einen Unterschied machen, beobachtbar

12 Hier ist ein weiter Medienbegriff unterstellt. Zu Medien können alle Themen oder Gegenstandsfelder der Welt werden, die es erlauben, einen Unterschied (der einen Unterschied macht) zu beobachten. Vgl. *Joseph Vogl*, Medien-Werden: Gallileis Fernrohr, in: Lorenz Engell und Joseph Vogl (Hg.), *Mediale Historiographien*, Weimar 2001, S. 115–123.